

Katarzyna Mol

Mit dem Herz
in der Hand

Katarzyna Mol

Mit dem Herz in der Hand

Eine Geschichte über
die Freiheit, das Glück,
meine Mutter und mich

Um die Privatsphäre der im Buch dargestellten Personen zu wahren, wurden zum Teil Namen, Orte und bestimmte Gegebenheiten geändert.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Lektorat: Anja Freckmann

Copyright © 2012 by Ludwig Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.ludwig-verlag.de

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Umschlagfoto: Marcelo Hernandez/Die Welt

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2012

ISBN: 978-3-453-28032-8

Inhalt

Vorspann	8
1. Kapitel – Flucht nach Deutschland	9
2. Kapitel – Meine Eltern	49
3. Kapitel – Erster Schultag in München	96
4. Kapitel – Abschied von der Gartenschänke	122
5. Kapitel – Start in ein neues Leben	141
6. Kapitel – In Deutschland angekommen	171
7. Kapitel – Zurück in Polen	208
8. Kapitel – Erwachsenwerden	230
9. Kapitel – Studium und Start in den Beruf	250
10. Kapitel – Ein Traum wird wahr	271
11. Kapitel – Aufbruch zu neuen Ufern	315
Danksagung	320

Für meine Mutter, Clara und Jonas

Vorspann

Dies ist die Geschichte unserer Emigration nach Deutschland.

Die Geschichte meiner starken Mutter, die zielstrebig ihren Weg verfolgt hat und mir in ihrem Mut, ihrem Optimismus und ihrer Hilfsbereitschaft ein großes Vorbild ist.

Es ist ein Versuch, den Deutschen mein Heimatland Polen näherzubringen. Aber auch ein Appell an meine Leser, ihren eigenen Weg zu suchen und ihn voller Überzeugung und Selbstsicherheit zu gehen.

I. Kapitel – Flucht nach Deutschland

Wir hätten auch in Polen bleiben können. Damals vor 30 Jahren.

Ich sitze im Flugzeug nach Kraków, oder Krakau, wie es auf Deutsch heißt. Ich bin auf dem Weg zu einem Familientreffen, auf das ich eigentlich keine Lust habe. Familientreffen wecken in mir Empfindungen, die ich gerade nicht gebrauchen kann, da mich meine neue berufliche Aufgabe genug fordert. Für einige meiner Erinnerungen an unsere Vergangenheit in Polen, die tief in meinem Innern verschlossen sind, habe ich jetzt einfach keine Zeit. Die sollen bleiben, wo sie sind.

Ich bin Polin – im Herzen. Auch wenn im Pass die deutsche Staatsbürgerschaft eingetragen ist. Geboren bin ich in Wrocław (Breslau). Bis vor wenigen Jahren lebte ich in München, bevor es mich beruflich in den Norden Deutschlands verschlug. Heute morgen bin ich in Hamburg, meiner neuen Heimatstadt, zu einem Besuch in meiner alten Heimat aufgebrochen.

Bei der Zwischenlandung in Frankfurt höre ich im Bus meine Muttersprache und sehe in viele Gesichter, die ich für polnisch halte. Vielleicht ist es – neben der Sprache – der besondere Kleidungsstil, der die Mehrheit meiner Mitfahrer als Polen outet: modern, aber doch irgendwie anders, östlich. Ich muss an eine Situation denken, als ich mit meiner Mutter nach acht Jahren in Deutschland das erste Mal nach Jelenia Góra zurückfuhr. An der Grenze mussten wir lange auf die Einreise warten. Die Polen, die es seit den politischen Unruhen im Ausland zu etwas gebracht hatten und wie wir zu ihren

Familien in die Heimat führen, waren an ihrer Kleidung erkennbar: An bunten Trainingsanzügen aus Ballonseide. In diesem Statussymbol des erfolgreichen Polen – manchmal sogar noch mit Adiletten an den Füßen – stiegen sie aus großen dunklen BMWs. Stolze und selbstbewusste polnische Männer, die wahrscheinlich im Import-Export das große Geschäft gemacht hatten. Seit damals hat sich viel verändert, aber der polnische Kleidungsstil hat sich seine eigene Unverwechselbarkeit bewahrt.

Es ist ein seltsames Gefühl, nach langer Zeit wieder in das Land zu fahren, das ich als meine Heimat bezeichne. Es ist auch das Land, das vor Kurzem durch zwei machtbesessene Zwillinge, die Brüder Kaczyński, von sich reden machte. Und das gerade bei den aktuellen Feierlichkeiten zum Jahrestag des tragischen Todes von Lech Kaczyński beim Flugzeugabsturz in Smolensk, wieder demonstriert, was Nationalstolz bedeutet. Es gehört zu den Ländern, die die meisten Gastarbeiter in Deutschland stellen, und bringt Putzfrauen hervor, die hier Bestseller mit Titeln wie »Unter deutschen Betten« veröffentlichen. Etwa 410 000 Polen leben in Deutschland, und ich wundere mich daher oft, wie wenig die Deutschen über ihren östlichen Nachbarn, seine Geschichte und seine Bedeutung im Zusammenhang mit dem Fall der Berliner Mauer wissen. Die polnische Seele ist in Deutschland weitestgehend unbekannt. In meiner Heimat Polen lebt die deutsche Seele heimlich fort.

Als die Maschine in Frankfurt abhebt, spüre ich, dass eine Reise in meine Vergangenheit beginnt, vielleicht das Ende eines Kapitels, das 1981 begann – als meine Mutter ihren Weg aus Polen in die Freiheit nach Deutschland fand.

Zur Einstimmung auf meine Reise habe ich »Polski Tango« von Adam Soboczynski, einem jungen polnischen Journalisten, mitgenommen, der wie ich in den 80er-Jahren mit seinen Eltern nach Deutschland kam und jetzt in Berlin wohnt. Neben mir sitzt ein etwas übergewichtiges amerikanisches Paar, das zum Sightseeing nach Polen fährt und gleich von mir wissen möchte, wie »Hello«

auf polnisch heißt. Bin ich denn auch als Polin erkennbar? »Dzień dobry« oder etwas umgangssprachlich »cześć«. Sie wiederholen die Wörter unzählige Male. Ich wende mich ab. Auf keinen Fall möchte ich in ein Gespräch über die Geschichte meiner Heimat verwickelt werden. Ich würde mich schämen, da ich selbst viel zu wenig weiß. Auch über Sightseeing-Attraktionen in Kraków kann ich wenig Auskunft geben. Mein letzter Besuch dort ist zwölf Jahre her.

Meine Mutter freut sich, dass es mit meiner Reise doch noch geklappt hat, nachdem bei mir ein Geschäftstermin ausgefallen ist. Ich sehe den drei Tagen in Kraków mit gemischten Gefühlen entgegen. Werde ich meine Verwandten erkennen? Wie haben sich mein Großonkel Teodor und seine Frau Aneta verändert? Wie sieht Kraków aus? Wie werde ich mich fühlen, wenn ich wieder mit der Geschichte meiner Familie konfrontiert werde? Die Durchsage des Flugbegleiters unterbricht meine Gedanken – noch 30 Minuten bis zur Landung: »Trzydzieści minut«.

An diesem Wochenende haben meine Mutter und ihre Cousine Jadwiga unsere Familie nach Kraków beordert. Dort lebt Teodor, mein Großonkel, der Bruder des geliebten Vaters meiner Mutter, mit seiner Familie. Außerdem die Kinder von Sosia, der Schwester meines Großvaters mütterlicherseits. Da Teodor und seine Frau Aneta zu alt zum Reisen sind, haben die beiden Frauen Kraków als Ort für das Familientreffen gewählt, das die Mitglieder der Familie »Mól« (mittlerweile zu »Mol« vereinfacht) wieder zusammenführen soll. Ich glaube, dass sich niemand getraut hätte, die Einladung meiner Mutter und ihrer Cousine Jadwiga auszuschlagen. Jadwiga hat die Organisation vor Ort übernommen.

Meine Mutter ist in Jelenia Góra, auf Deutsch Hirschberg, in Niederschlesien geboren und aufgewachsen und hat dort bis 1981 gelebt. Bis zu meinem siebten Lebensjahr war das auch meine Heimatstadt.

In Teilen der polnischen Geschichtsschreibung herrscht die Auffassung, dass Hirschberg im Jahre 1108 durch die polnische Herrscherdynastie der Piasten gegründet wurde. Die Quellenlage dazu ist jedoch nicht eindeutig. Andere Historiker datieren die Gründung der deutschen Besiedlung ins 13. Jahrhundert. In der polnischen Geschichtsdarstellung der Nachkriegszeit spielte die in mehr als 650 Jahren ständig wechselnde Zugehörigkeit der Stadt zu Böhmen, Habsburg oder Preußen jedenfalls keine Rolle. Es ging vielmehr um die »Rückkehr der Stadt zum Land der Piasten«. Jelenia Góra fiel nach dem Dritten Schlesischen Krieg und dem Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763 endgültig an Preußen. Viele Vorfahren meiner deutschen Freunde stammen aus Schlesien und aus der Nähe unserer Heimatstadt. Im Laufe der Industrialisierung siedelten sich in der Gegend rund um Hirschberg Fabriken und Mühlen an. Mit dem Eisenbahnanschluss an Görlitz und Berlin, später auch an Breslau, entwickelte sich Hirschberg am Riesengebirge zu einem beliebten Ausflugs- und Touristenort. Hier lebten viele Schlesier, die mit ihren Produktionsstätten reich geworden waren, und außerdem einige bekannte deutsche Künstler. Einer von ihnen war Gerhard Hauptmann. Der Schriftsteller bewohnte von 1901 bis zu seinem Tode im Jahr 1946 die Villa Wiesenstein in Agnetendorf (heute Jagniatków), wo sein Haus als beliebter Künstlertreffpunkt galt. Heute dient die Villa als Begegnungsstätte, in der Konzerte, Symposien und Autorenabende stattfinden.

Als Folge des Zweiten Weltkriegs fiel Hirschberg 1945 – wie fast ganz Schlesien – an Polen und wurde in Jelenia Góra, die wörtliche Übersetzung von Hirschberg, umbenannt. Fast die gesamte deutsche Bevölkerung wurde vertrieben, die deutsche Sprache in der Öffentlichkeit verboten. Viele Vertriebene aus Ostpolen, das zum Teil an die Sowjetunion gefallen war, kamen in die Stadt und übernahmen die verlassensten Häuser und Wohnungen. Da jahrelang nicht mehr in den Erhalt der historischen Gebäude investiert wurde, verfielen die meisten Bauten. Und trotz allem findet man an manchen Stellen in der Stadt bis heute deutsche Beschilderungen.

Auch meine Mutter hatte in der Schule gelernt, dass Schlesien nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 zum »polnischen Mutterland« zurückgekehrt wäre. Das galt im Nachkriegspolen lange als unbestrittene Wahrheit. Die Jahrhunderte währende deutsche Vergangenheit Schlesiens wurde als ungerechter Zwischenfall der Geschichte empfunden und wenn möglich ausgeblendet. In Jelenia Góra gibt es einen schönen alten Friedhof mit großen Bäumen und prächtigen Grabmälern. Sie wurden von Deutschen errichtet. Aber nichts erinnert mehr an sie, da man alle deutschen Grabinschriften entfernt hat. Es entsteht der Eindruck, dass die Grabmäler zum Gedenken an verstorbene Polen errichtet wurden. Die Inschriften der neueren Gräber, darunter auch das von meinem Großvater, sind gut lesbar. Manchmal denke ich, dass sich in der Geschichte der Bauwerke in Jelenia Góra und ihrer Wahrnehmung die Auslöschung der deutschen Vergangenheit im öffentlichen Bewusstsein widerspiegeln.

Das prächtige alte Gymnasium aus wilhelminischer Zeit, an dem meine Mutter Abitur gemacht hat, enthielt keinen Hinweis auf ein halbes Jahrhundert deutsche Bildungsgeschichte. Wie mir meine Mutter später erzählte, befanden sich in abgelegenen Dachräumen zwar naturwissenschaftliche Sammlungen mit deutschen Beschriftungen, aber offiziell existierten sie nicht. Der alte Marktplatz mit seinen Arkaden und dem Rathaus in der Mitte – eine für schlesische Städte typische spätmittelalterliche Anlage – erinnerte niemanden in Polen an die Verleihung des Magdeburger Rechts im Mittelalter. Auch die schönen Schlösser des niederschlesischen Adels waren lange aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Meine Mutter erzählte mir einmal, dass sie als Schülerin oder Studentin keines dieser Bauwerke wahrgenommen habe. Dabei lag das prächtige Schloss der Grafen Schaffgotsch im Stadtteil Cieplice direkt vor ihrer Haustür. Aber für die meisten Menschen in Jelenia Góra war es nur ein Sanatorium ohne Geschichte. Und das im 19. Jahrhundert von einem preußischen Prinzen im Tudorstil erbaute Sommerschloss war nur eine Volksschule von vielen. Vor dem Riesengebirge reihen sich die

niederschlesischen Schlösser wie Perlen an einer Kette nebeneinander auf – sie waren jahrzehntelang unbekannt, verfallen und umgewidmet. Ein Schloss des Prinzen Reuss unweit von Jelenia Góra diente als Feuerwehrheim, bis das Dach einstürzte. Heute beherbergt es ein schönes, mit Antiquitäten geschmücktes Hotel inmitten eines großartigen, im 19. Jahrhundert angelegten Landschaftsparks.

Per SMS erfahre ich, dass mich Leszek, der Cousin meiner Mutter, vom Flughafen abholt. Ich habe ihn über zehn Jahre nicht mehr gesehen. Es wäre schön gewesen, zuerst meine Mutter zu treffen, um mich auf das Familientreffen einzustimmen. Aber so werde ich gleich ins Polnische hineingeworfen. Leszek erkennt mich und winkt mir zu. Ich bin erleichtert, dass meine Cousine Paulina dabei ist, die Deutsch spricht. So kann ich ganz entspannt mit einem Polnisch-Deutsch-Mix starten. Ich spreche Polnisch. Und zwar fließend, worauf ich stolz bin, aber ich brauche immer etwas Zeit, um wieder reinzukommen.

Leszek freut sich über mein Polnisch. Er wirft mein schweres Gepäck, hauptsächlich Geschäftsunterlagen, denn ich bin immer auf Streiks und lange Wartezeiten in Bahnhöfen und Flughäfen vorbereitet, in seinen Alfa! Ja, ich schäme mich, dass ich einen Fiat Maluch erwartet hatte. Fiat Maluch – wörtlich »Fiat Knirps« – wurde der Fiat 126 genannt, den der Automobilhersteller ab 1972 in Polen in Lizenz bauen ließ. Der Maluch war das kleinste von drei Automodellen, die es zu kaufen gab, und über Jahrzehnte das Automodell schlechthin, sozusagen der polnische Trabant. Aber auch in Kraków geht die Zeit weiter. Wir fahren los, um den Rest der Familie in einem Hotel am Marktplatz von Kraków zu treffen. Ich bin froh, dass ich hinten sitzen kann, und ordne meine Gedanken.

Wie würden wir jetzt wohnen, wenn wir damals in Polen geblieben wären? Wie wäre wohl mein Leben verlaufen, wenn nicht im Juni 1981 ein Freund der Familie meine Mutter vor der drohenden Verhaftung gewarnt hätte, wenn wir nicht geflohen wären?

Es war Freitag, der 19. Juni 1981, ich war sieben Jahre alt und freute mich auf ein Wochenende mit meiner Mutter, die endlich mal wieder da sein würde, als das Telefon klingelte. Ein Freund meiner Mutter rief an. Nach einer kurzen Begrüßung setzte sie sich plötzlich hin, ihr Blick verfinsterte sich. »Das kann doch nicht sein ... Ja, ich verstehe ... Okay, ich werde gleich Hans anrufen ... Vielen Dank. Danke. Ich rufe dich an, wenn alles organisiert ist ...« Damals wusste ich noch nicht, dass dieses Telefonat mein Leben verändern würde.

Kurze Zeit später kam meine Mutter in mein Zimmer. »Kasia, ich habe gerade mit Hans telefoniert. Er kommt morgen aus München und nimmt uns für ein paar Wochen mit nach Deutschland. Wie findest du das? Wir besuchen Ewa und fahren dann mit ihr wieder zurück nach Jelenia Góra. Du wolltest doch schon immer mal nach München. Pack ein paar Sachen ein, die du für die Ferien mitnehmen möchtest.«

Ich spürte, dass es nicht der richtige Moment war, Fragen zu stellen. In unserer Wohnung herrschte große Aufregung. Andererseits, was sollte so merkwürdig daran sein, zwei Wochen Urlaub in Deutschland zu machen? Ich hatte Sommerferien und langweilte mich. Die Vorstellung, drei Monate in Jelenia Góra verbringen zu müssen, erfüllte mich mit Schrecken. Allerdings würde ich bestimmt mein neues Kinderzimmer vermissen. Es war der neueste Schick: dunkelgrüne Holzmöbel, bestehend aus Schreibtisch, Sofaecke, Sesseln und einem Bett, alles genau wie für Erwachsene, nur etwas kleiner. Ich hatte über ein Jahr darauf gewartet. Das Zimmer war ganz frisch eingebaut worden, und nun musste ich es für ganze zwei Wochen verlassen. Auf der anderen Seite hätte es wohl nicht für drei Monate Abwechslung gereicht. Also verschwendete ich keine Zeit mit unnötigen Gedanken, sondern freute mich, dieses München kennenzulernen, wo meine Mutter im letzten Sommer bei einem längeren Aufenthalt Geld für uns dazuverdient hatte. Und auf meine Tante Ewa, die schon

seit zwei Wochen in München war und dort in dem Restaurant jobbte, das unserem Freund Hans gehörte. Die wahren Hintergründe unserer Abreise erfuhr ich erst Jahre später.

An diesem Tag begann eine neue Beziehung zwischen meiner Mutter und mir, denn davor war meine Mutter eher eine Art junge WG-Mitbewohnerin gewesen, die immer mal wieder kam und mein Leben durcheinanderwirbelte, ehe sie wieder verschwand. Sie hatte mich, ihre einzige Tochter, mit 21 Jahren bekommen. Ungewollt. Meine Eltern studierten damals in Wrocław. Das erste Lebensjahr lebte ich dort mit ihnen in einem Studentenhaushalt. Dann brachte mich meine Mutter zu meiner Oma und meiner Tante, da das Studium zu viel Zeit in Anspruch nahm. Ich sah sie gelegentlich an Wochenenden und in den Semesterferien. Auch mein Vater war wegen des Studiums nur ab und zu in Jelenia Góra. Meine Eltern ließen sich scheiden, als ich drei Jahre alt war. Nach der Scheidung lebte ich in einem reinen Frauenhaushalt.

Wir bewohnten zu viert eine große Fünfstückwohnung in einem mächtigen, vierstöckigen, ehemals herrschaftlichen Haus im Zentrum von Jelenia Góra, gegenüber der Hauptpost in der *ul. Pocztowa* (Poststraße). In dem heruntergekommenen Hausflur stank es immer nach Essen, Kohle, Alkohol und Urin. Unten im Haus befand sich eine Gaststätte. Das Schloss der Haustür war defekt und nicht mehr abzuschließen, sodass sich öfters Betrunkene in unseren Hausflur verirrt. Die vom Ruß geschwärzte Fassade ließ die herrschaftlichen Zeiten, die unsere Stadt hinter sich hatte, nur noch erahnen.

Für mich waren die Jahre in Jelenia Góra eine weitgehend glückliche Zeit. Den Glauben ans Glück und an das Positive im Menschen hat meine Mutter von ihrem Vater geerbt und an mich weitergegeben. Zu gerne hätte ich meinen Großvater kennengelernt.

Er wurde 1912 in Kraków als eines von zehn Geschwistern geboren. Da er einen handwerklichen Beruf erlernen wollte, brach

er kurzentschlossen das Gymnasium ab, holte sein Abitur aber nach Beendigung der Wehrpflicht nach. Er war sehr sprachbegabt, liebte die Literatur und konnte mit seinem Charme Menschen für sich gewinnen. Und er sprach gut Deutsch, was ihm später das Leben retten sollte.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, er war 26 Jahre alt, wurde er sogleich zum Militär eingezogen, wo er es schnell zum Unteroffizier brachte. Nach seiner Entlassung aus dem Militär gründete er in Kraków eine Seifenfabrik und wurde Unternehmer. Keiner konnte sich erklären, warum ihm das Schicksal der über hunderttausend zählenden polnischen Kriegsgefangenen erspart blieb und er nicht als Zwangsarbeiter in die deutsche Rüstungsindustrie verschleppt wurde. Ein Grund hierfür mag vielleicht die zufällige Bekanntschaft mit einer Deutschen in Kraków gewesen sein, die er mit seinem Charme und dank seiner Deutschkenntnisse für sich einzunehmen wusste. Diese Frau schützte ihn und ermöglichte ihm den Aufbau seiner zweiten Existenz als Fabrikant.

Mein Großvater wollte nach der Besetzung Polens nicht untätig bleiben, sondern für die Befreiung des Landes kämpfen. Aus diesem Grund schloss er sich bald einer im Untergrund wirkenden, geheimen polnischen Armee, der *Armia Krajowa*, an, der so genannten AK oder auch Heimatarmee, wo er zum Offizier aufstieg und – gerade dreißigjährig – Major wurde. Eines Tages wurde er in Kraków auf offener Straße verhaftet und in das berüchtigte Gefängnis Montelupich bei Kraków gebracht. Er hatte Glück im Unglück. Seine Zugehörigkeit zur AK blieb unentdeckt, sodass er nicht standrechtlich erschossen wurde. Vielmehr war seine Verhaftung einer von jenen vielen unglücklichen Zufällen, die in den Besatzungsjahren jeden beliebigen Passanten treffen konnten. Die damals in Kraków wütenden Kommandos der SS verhafteten wahllos Polen auf offener Straße, um sie als Geiseln zu halten und später für angebliche Sabotageakte der AK zu bestrafen.

Im Gefängnis folgten die üblichen Verhöre und die genauso übliche Folter. Das Schlimmste war jedoch das Ritual, das alle paar Tage stattfand: Die Gefangenen mussten auf dem Gefängnishof antreten. Dann wurde abgezählt. Jeder Zehnte musste vortreten und wurde erschossen. Mein Großvater Wojciech Mól erlebte und überlebte diese höllische Prozedur dreimal.

Eines Tages gelang es seiner deutschen Freundin, ihn aus dem Gefängnis zu befreien. Sie hatte ihre guten Kontakte zum Militär zu nutzen gewusst und versteckte meinen Großvater anschließend bis zum Kriegsende in ihrer Wohnung. Seine Seifenfabrik war mittlerweile enteignet und unter deutsche Führung gestellt worden.

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Situation für ihn als Angehörigen der Heimatarmee nicht besser. Im Gegenteil. Die Russen verfolgten die AK gnadenlos und wurden dabei durch die neuen polnischen kommunistischen Führer unterstützt. Die Lage in Kraków wurde für meinen Großvater immer gefährlicher, daher entschloss er sich, in die niederschlesische Provinz nach Jelenia Góra zu ziehen, wo er seine Spur verwischen und die Zeichen seiner früheren Aktivitäten unkenntlich machen konnte. Dabei halfen ihm sein Charme, seine Kontakte und vielleicht auch seine deutsche Freundin, mit der er bis zu seinem Tod losen Kontakt pflegte. Vielleicht hatte er auch einfach noch einmal Glück.

In Jelenia Góra wurde mein Großvater in die Fünfstückwohnung einer deutschen Familie eingewiesen, die wenig später vertrieben wurde und ihre Wohnung fluchtartig verlassen musste. Bis auf wenige leichte Gegenstände und Kleidung hatte sie ihre gesamte Habe zurücklassen müssen. Einige der Biedermeiermöbel dieser deutschen Familie, das wilhelminische Esszimmerbuffet, Bilder und Teppiche sowie kostbares böhmisches Glas zieren noch heute unsere Wohnung.

Bald darauf lernte mein Großvater, der nun als Händler für eine polnische Textilfabrik tätig war, auf einer Geschäftsreise im

Zug meine Großmutter Helena kennen. Ich weiß nicht mehr, was sie damals nach Jelenia Góra verschlagen hatte, denn ihre Familie lebte in Łódź. Mein Großvater war ihr gleich verfallen. Leider bezweifle ich, dass er ihre große Liebe war. Sie hatte ihre erste große Liebe während des Kriegs verloren und schreckliche Dinge erlebt, über die sie ihr ganzes Leben nie sprach. Vielleicht war es aber auch nicht die Zeit für große Gefühle.

Mein Großvater starb am 6. August 1969, als meine Mutter 16 Jahre und Tante Ewa 17 Jahre alt waren, und hinterließ der Familie die große Altbauwohnung. Er litt an Lungenkrebs und ertrug diese schmerzhafteste und hoffnungslose Krankheit bis auf zwei heimliche Selbstmordversuche, von denen meine Oma nie erfuhr, sehr tapfer und – nach außen hin – optimistisch. Er war zu stolz, um sein Leiden mit jemandem zu teilen. Meine Großmutter, eine labile Person, war in der letzten Phase seiner Krankheit nicht mehr fähig, ihm beizustehen. Sie war vor Kummer erkrankt und wurde aufgrund eines Nervenzusammenbruchs in ein Krankenhaus eingeliefert. Ewa und Krystyna, meine Mutter, waren nach dem Tod ihres Vaters auf sich gestellt. Sie mussten neben der Schule arbeiten, um Geld zu verdienen, da die Rente nicht für den Familienunterhalt ausreichte. Als meine Großmutter aus der Nervenheilanstalt wieder nach Hause kam, war ihr Mann gestorben. Vielleicht kostete sie der Kummer, den zweiten geliebten Menschen in ihrem Leben zu verlieren, ihr psychisches Gleichgewicht. Denn im Rückblick denke ich, dass sie auch nach ihrer Rückkehr ins Leben nie mehr richtig glücklich gewesen war.

Schon in den 60er-Jahren musste meine Großmutter zwei Zimmer unserer großzügigen Wohnung Untermietern zur Verfügung stellen, mit denen wir uns auch Küche und Bad teilten. Die eine Mitbewohnerin war eine ältere Frau, die ich selten zu Gesicht bekam. Als sie 1979 plötzlich auszog, wurde ihr Zimmer zum Arbeitszimmer umfunktioniert, in dem meine Tante nähte. In dem

anderen Zimmer, das direkt neben der Küche lag, wohnte lange Zeit ein Ehepaar, das später einen Sohn bekam. Als die Familie auszog, erhielt ich ein eigenes Zimmer, für polnische Verhältnisse ein absoluter Luxus. Die meisten Polen wohnten damals – vor allem in Kleinstädten wie Jelenia Góra – mit der gesamten Familie in einer Wohnung. Fast immer lebten drei Generationen auf engstem Raum zusammen. Rückzugsorte in die eigenen vier Wände gab es nicht. Nur wenige junge Leute konnten es sich leisten, auszuziehen und eine eigene Wohnung anzumieten. Der Vorteil war, dass die Familienmitglieder zusammenhielten und sich gegenseitig unterstützten, zum Beispiel bei der Kinderbetreuung. So kümmerten sich auch um meine Erziehung in den ersten Jahren hauptsächlich meine Oma und meine Tante, während meine Mutter und mein Vater in Wrocław studierten. Ab 1978 – ich war vier Jahre alt, meine Eltern mittlerweile geschieden – arbeitete meine Mutter dann als Diplomingenieurin auf Baustellen, die in der Umgebung von Jelenia Góra verstreut waren. Sie war dort für die Planung von Stromkreisen zuständig und brütete oft über großen Papierbögen mit unzähligen Schaltkreisen. Ich hatte ja immer meine Oma und meine Tante. Die Art und Weise, wie wir lebten, war nichts Ungewöhnliches für das kommunistische Polen. Fast alle Frauen arbeiteten sechs Wochen nach der Entbindung wieder in ihrem Beruf, denn nur die wenigsten Familien konnten es sich leisten, auf ein Einkommen zu verzichten. Und genauso wie erwartet wurde, dass eine schwangere Frau den Erzeuger ihres Kindes heiratete, so selbstverständlich schien es dann auch, dass alleinerziehende Mütter nach der Scheidung wieder arbeiteten und die Familie bei der Kinderbetreuung mithalf. Staat und die Familie waren – zumindest was die Fragen der Kinderbetreuung betraf – zuverlässige Helfer.

Und wie ging es mir?

Ich wuchs als Kind in einem Frauenhaushalt auf, in dem alle arbeiteten. Wir hatten nicht viel Geld, aber es reichte. Meine Tan-

te nähte in ihrer Freizeit Kleidung, Sofabezüge, Gardinen – alles was wir brauchten oder sie verkaufen konnte. Meine Oma arbeitete Teilzeit in einem Musikfachgeschäft und führte den Haushalt. Meine Mutter brachte als Ingenieurin das meiste Geld nach Hause und kümmerte sich darum, dass es uns an nichts fehlte. Im Vergleich zu vielen anderen ging es uns finanziell gut. Meine Mutter hatte sich sogar auf die Warteliste für einen Fiat Maluch setzen lassen, was den Besserverdienenden vorbehalten war. Die Wartezeit betrug damals mehrere Jahre.

Die Mutterrolle wurde aufgeteilt. Wochentags waren meine Oma und meine Tante zuständig. An den Wochenenden und manchmal auch unter der Woche war meine Mutter für mich da. Ich konnte damit gut leben und freute mich, wenn sie Zeit für mich hatte. Kam es zwischen den Frauen zu Streit, stellte ich mich stets auf die Seite meiner Mutter.

Ich litt nicht darunter, dass meine Mutter beruflich stark eingespannt war. Was mir zusetzte, war das Fehlen meines Vaters. Das verletzte mich tief, denn ich konnte nicht begreifen, wie er mich einfach hatte verlassen können. Ich glaube, dass Kindern die größten Wunden zugeführt werden, wenn ein Elternteil sie verlässt. Besonders, wenn der Vater, als der erste Mann im Leben seiner Tochter, nach einer Trennung jeglichen Kontakt zu ihr abbricht.

Bei meiner Mutter spürte ich, dass sie da sein würde, wenn ich sie brauchte. Aber das nicht vorhandene Verhältnis zu meinem Vater bedrückte mich. Seit der Scheidung meiner Eltern lebte er mal in Jelenia Góra, mal in Wrocław. Trotz allem, was zwischen meinen Eltern passiert war, hatte er das Recht bekommen, mich jedes zweite Wochenende zu sehen. Doch so sehr ich später versuchte, mich an diese Wochenenden mit ihm zu erinnern, so wenig fällt mir dazu ein. Die Erinnerung ist verblasst.

Zweimal pro Woche wurde ich von der Mutter meines Vaters, Oma Zofia, aus dem Kindergarten abgeholt und verbrachte dann

den Rest des Tages bei ihr und ihrer Tochter, meiner Tante Milena. Manchmal blieb ich auch ein ganzes Wochenende. Im Gegensatz zu uns wohnten sie in einem Haus mit einem riesigen Garten. Bei ihnen lebte auch mein Schäferhund Bary. Ich liebte es, die Nachmittage mit Bary im Garten zu verbringen. Das Haus von Oma Zofia war ein etwas verfallenes altes Patrizierhaus, mit fließend warmem Wasser im Bad. Es roch immer nach Essen, verbrannter Kohle und kaltem Zigarettenrauch. Meine Oma arbeitete als Direktorin eines Casinos der Polnischen Armee. Ihre diversen Kontakte erleichterten ihr die Zeit der Lebensmittelknappheit. Sie besaß sogar einen weißen Fiat Maluch. Ihr Haus bestand aus zwei Flügeln. Im Erdgeschoss gab es zwei separate Wohnungen. Die eine bewohnte Oma Zofia, die andere mein Großvater sowie mein Vater und meine Tante. Meine Großeltern lebten getrennt. Mein Großvater väterlicherseits war Musiker und aufgrund fehlender Engagements oft zu Hause. Seit Jahren hatte er ein schweres Alkoholproblem. Nach vielen gewalttätigen Übergriffen hatte ihn meine Oma auf die andere Seite des Hauses verbannt. Dort lebte und trank er fortan in einem kleinen Zimmer. Manchmal stahl ich mich zu ihm und saß auf seinem Schoß vor dem Klavier oder aber vor dem Tisch, auf dem er Patiencen legte. Er erzählte mir gerne Geschichten von meinem Vater als kleinem Jungen, schwärmte von meiner Mutter oder spielte mir einfach etwas auf dem Klavier vor. Dabei improvisierte er und konnte sich so ins Spiel vertiefen, dass er mich fast vergaß. Wenn mir das Zuhören dann langweilig wurde, schaute ich ihn böse an und rief vorwurfsvoll »*Dziadku!*« – Opa. Er schreckte dann auf und entschuldigte sich. »Wie konnte ich dich vergessen, Kasia?«, sagte er lachend und erzählte eine neue Geschichte. Ich mochte ihn und genoss unsere Rituale. Nicht selten stürmte meine Oma irgendwann ins Zimmer und holte mich zu sich. Dass er auch gewalttätig sein konnte, war für mich unvorstellbar. Ich habe ihn immer nur von seiner weichen Seite erlebt. Irgendwann war er nicht mehr da. Er

war plötzlich gestorben und es wurde nicht mehr über ihn gesprochen.

Beide Wohnungen waren auf der Gartenseite durch einen kleinen Raum verbunden, der gleichzeitig auch das Durchgangszimmer zur wunderschönen Veranda war. Dort schlief Bary, der immer freudig an der Verandatür hochsprang, wenn er mich kommen hörte.

Mit Bary wartete ich regelmäßig am Gartenzaun auf meinen Vater. Wie oft hatte er sich angekündigt, sagte seinen Besuch dann aber im letzten Moment aus beruflichen Gründen ab. Mein großartiger, talentierter Vater!

Die Male, die er wirklich zu Besuch kam, waren wenige. Meine Oma Zofia behauptete oft, dass meine Mutter die alleinige Schuld an der Trennung meiner Eltern hatte. Ich fragte mich nur, warum er mich – seine einzige Tochter – nicht sehen wollte. Es machte mir zu schaffen, dass mein Vater nie da war, wenig Notiz von mir nahm, sich nie erkundigte, wie es mir ging, und mich ständig mit Enttäuschungen konfrontierte. Er war der heilige Schatten meiner Kindheit. Der alles richtig machte, immer angekündigt, aber nie greifbar war. Eine hell- bis dunkelgrau changierende Wolke, die über meinem Glück schwebte.

Das Rütteln des Alfas holt mich aus meinen Gedanken zurück. Unser Weg führt uns weiter über die Landstraße, und ich habe das Gefühl, dass sich seit meinem letzten Besuch kaum etwas verändert hat. Die Landstraßen haben immer noch Schlaglöcher, denn erst werden die Autobahnen erneuert. Die Häuser, die ich unterwegs sehe, sind zwar nicht mehr so verfallen, aber noch immer mit einer grauen Patina überzogen. Es wird noch viel mit Kohle geheizt. Meine Verwandten scheinen allerdings etwas beleidigt zu sein, als ich beiläufig sage, dass Polen noch so riecht wie früher. Über dem wunderschönen hügeligen Land liegt eine Melancholie, wie ich sie auch aus dem Umland meiner Heimatstadt kenne. Meine Gedanken



Katarzyna Mol

Mit dem Herz in der Hand

Eine Geschichte über die Freiheit, das Glück, meine Mutter und mich

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-453-28032-8

Ludwig

Erscheinungstermin: Mai 2012

Die ungewöhnliche Karriere der EMOTION-Verlegerin

1981 flieht die 7-jährige Katarzyna mit ihrer Mutter, einer Solidarnosc-Anhängerin, aus Polen nach Deutschland. Sie ist 35, als sie sich 2009 mit dem Kauf des Frauenmagazins EMOTION selbstständig macht – ganz schön gewagt, denn sie besitzt kein eigenes Vermögen und die Zeitschriftenbranche kriselt. Woher nimmt sie die Courage? Katarzyna Mol erzählt in diesem Buch, wie sie wurde, was sie ist. Ihre Geschichte handelt von einer abenteuerlichen Flucht, einer starken Mutter, die ihren Freiheitsdrang an die Tochter weitergibt, und der festen Entschlossenheit, das Glück zu finden.

Die Flucht aus Polen macht aus einer Diplom- Ingenieurin eine Putzfrau und aus einem zufriedenen kleinen Mädchen ein Flüchtlingskind. Krystyna und Katarzyna müssen in München ganz neu anfangen. Doch die Ausnahmesituation schweißt sie zusammen. Von ihrer mutigen, unabhängigen Mutter lernt Katarzyna, sich durchzubeißen. Ihre Mutter ist heute in leitender Funktion in einem medizinischen Labor mit etwa 300 Mitarbeitern tätig, Katarzyna ist Verlegerin.

Katarzyna Mol schildert ihre polnische Heimat und Familie, die Schwierigkeiten des Neuanfangs in Deutschland, ihren beruflichen Werdegang und den gewagten Schritt in die Selbstständigkeit, mit dem sie ihr Glück gefunden hat. Ein Buch, das allen Mut machen will, an sich zu glauben und unbeirrt den eigenen Weg zu gehen.



Der Titel im Katalog